

Der Postverkehr der Kriegsgefangenen.

Von der schweizerischen Postverwaltung ist soeben eine Statistik herausgegeben worden, die Aufschluss gibt über den riesigen Postverkehr der Kriegsgefangenen.

Postanweisungen sind umschrieben worden und weitergeleitet im Monat Februar an französische Kriegsgefangene in Deutschland: 158 000 Stück im Betrage von rund zwei Millionen Franken; an deutsche Kriegsgefangene in Frankreich: 21 100 Stück im Betrage von 374 300 Fr.

Neben dem Postanweisungsverkehr spielt der Paket- und Briefverkehr eine sehr bedeutende Rolle. Wurden doch durch das Postbureau Genf (Transit) vom Monat Dezember bis Ende Februar 536 000 Pakete an französische Kriegsgefangene in Deutschland und 317 000 Pakete an deutsche Kriegsgefangene in Frankreich transportiert.

Der Gedankenaustausch zwischen den Angehörigen und Kriegsgefangenen kommt selbstverständlich in ungeheurer Zahl durch den Brief- und Kartenverkehr zum Ausdruck. So sind von dem eigens zu diesem Zweck errichteten Kriegsgefangenen-Postbureau Bern allein im Monat Februar 2 227 000 Briefe und Karten und rund 114 000 kleine uneingeschriebene Paletten für Kriegsgefangene in Deutschland sowie 1 585 000 Briefe und Karten und 67 000 kleine Paletten für Kriegsgefangene Deutsche in Frankreich umgeleitet worden.

Ein anschauliches Bild über diesen Verkehr ergibt die Tagesstatistik pro Monat Februar: Täglich wurden durchschnittlich 130 187 Briefe und Karten, 6116 uneingeschriebene Paletten bis 500 Gramm und 10 463 eingeschriebene Paletten bis 5 Kilogramm in Empfang genommen und umgeleitet.

Dieser Vermittlungsdienst, der im Interesse aller Kriegsgefangenen und deren Angehörigen der kriegsführenden Staaten ausgeübt wird, erstreckt sich aber noch auf weitere Dienste der schweizerischen Postverwaltung.

Nicht in den Bereich der Kriegsgefangenenfürsorge gehören sodann all die vielen Erleichterungen, die für die in der Schweiz wohnenden Angehörigen der zur Fahne einberufenen Krieger geschaffen worden sind; Postfreiheit ist all den deutschen, französischen und österreichischen Hilfsvereinen bewilligt worden für alle ein- und ausgehenden Korrespondenzen, ebenso für alle Liebesgabenleistungen bis zu 5 Kilogramm.

Ueberfluß.

Von Martin Andersen Nexø.

„Man ist doch glücklicherweise ein Mann,“ sagte Karl mit Selbstgefühl.

„Nah!“ Dorteas Hansen pustete verächtlich.

Karl ließ den Lid ungeschlüssig über die Stühle gleiten, dann zog er den leichtesten ins Zimmer, legte sich auf die Knie und mühte sich mit ihm ab, die Hand ganz unten um das eine Stuhlbein; mit Anstrengung hob er den Stuhl vom Boden. Die Ausführung erforderte keine Kräfte, sondern eine kleine behende Drehung des Handgelenks, er hatte Lage das Kunststück mit einem Tisch machen sehen und sich dann heimlich mit dem leichten Schlafzimmersstuhl geübt.

„So ein Lumpiger Rohrstuhl,“ sagte seine Wirtin, „das kann ich wahrhaftig auch.“ Sie legte sich auf die Knie und versuchte, irgendwo sprang ein Haken bei ihr auf, so eifrig war sie. „Da ist eine Rippe geknackt,“ sagte Karl mit großer Handbewegung, und Else legte sich lachend über den Tisch. Der Stuhl rührte sich nicht vom Fußboden. „Versuch Du einmal, Else,“ sagte sie und stand auf, mit rotem Kopf vor unterdrücktem Lachen.

„Ach, Ihr müßt lieber nicht Euer Unvermögen konstatieren,“ sagte Karl in Knabenhaftem Ton. „Ihr tut einem bloß Leid. Um so mehr, weil ich diese Sache ausführen konnte, als ich zehn Jahre alt war. Jetzt habe ich ganz andere Nummern auf dem Programm, aber die zeig ich erst, wenn Tage Sörensen und ich als starke Männer auftreten.“

So fuhr er dann fort. Und die beiden lachten über seine munteren Uebertreibungen und seine bescheidene Eitelkeit. „Er ist ja ein rechtes Kind,“ sagte die Mutter zu Else, „genau wie ein kleiner Junge, der seinen Griffel über die Schulter legt und ruft: Sop-ja! als ob es ein schwerer Balken wäre.“ In dieser Zeit kam Karl auch auf den Gedanken, einen Riemen statt der Hosenträger zu tragen, weil man sich dann stärker fühlte.

Eines Morgens bekam er einen ganz kurzen Brief folgenden Inhalts von seinem Vater:

Lieber Karl!

Nur ein paar Worte, um Dir mitzuteilen, daß Deine Mutter ernstlich krank ist und im Krankenhaus liegt. Es steht eine Operation bevor, deren Ausfall nicht vorherzusagen

zogenen Kriegern und deren Angehörigen alle nur erdenklichen Erleichterungen geschaffen werden ohne Rücksicht auf die Rationalität, eine Tatsache, die überall dankend anerkannt wird.

Der Krieg in der Sandwüste.

Nach der Niederämpfung des Duranaufstandes hat General Botha jetzt mit einer Armee, die nach englischen Berichten 50 000 Mann stark sein soll, den Kampf gegen Deutsch-Südwestafrika eröffnet. Große Ausfahrten, den Feind in diesem Feldzuge zu schlagen, hat man im Kapland selbst nicht, denn der Johannesburg Korrespondent der „Daily Mail“, L. M. Keame, bezieht sich, in einem langen Aufsatz die unerhörten Schwierigkeiten dieses Krieges in der südwestafrikanischen Sandwüste zu betonen. Botha hat sein Heer, so gut es ging, ausgerüstet; er hat Flugzeuge, schwere Artillerie und andere Hilfsmittel aus England erhalten, ohne die er den Vormarsch gar nicht hätte wagen können. Der bewunderbare Feind von Deutsch-Südwest liegt ja bekanntlich im Mittelpunkt einer sonnendurchglühten, wasser- und schattenlosen Wüste von Treibland. Nur vor diesen Sandgürtel aus genauer Erfahrung kennt, kann die Schwierigkeiten begreifen, die sich einem Durchmarsch entgegenstellen. Der Gürtel schwankt in seiner Breite zwischen 60 und 120 Kilometer. Durch ihn muß das englische Heer Wasser und ebenso Nahrung für Mannschaften und Tiere führen, ja nicht nur das, sondern alles nur Denkbare, was ein Heer braucht. Die Mittagshitze steigt bis zu 46 Grad Celsium; die Sandfülle, die zu Mittag gewöhnlich weht, sind so dicht, daß das nächste Ritt im Lager nur wie ein undeutlicher Fleck erscheint und sonst alles unsichtbar ist. Die Truppen sind dann so in Schweiß gebadet, daß sie nur die dünnste Kleidung, einen Sonnenhelm und ein Paar Stiefel tragen können. Sehr häufig sind Fälle, in denen die Soldaten durch die Sonne bis zum Wahnsinn getrieben werden und nach dem Hospital zurückgeschickt werden müssen. Jehrtausende von Schleiern und Schutzbrillen sind zum Kampf gegen den Sand und gegen das erbarmungslos blendende Sonnenlicht für das Heer Bothas geliefert worden. Die Pferde magern zu Skeletten ab und sterben wie die Fliegen. Bei jedem Windhauch entstehen hohe Dünen, und die Eisenbahnliesen müssen von Tag zu Tag neu ausgegraben (?) werden, da die Schienenwege mit Sand hoch überdeckt sind. Aber es gibt keinen anderen Weg, um gegen die Deutschen vorzugehen, die sich in das Innere ihrer Kolonie zurückgezogen haben, wo es Wasserlöcher und Quellen gibt und blühendes Land ist.

Bothas Armee ist der deutschen Truppe, die er im Kampf begegnen wird, zahlenmäßig sicherlich überlegen. Ob dies aber zu einem Siege genügt wird, erscheint dem englischen Berichterstatter fraglich. Die Deutschen sind vortrefflich ausgerüstet, haben zahlreiche Maschinengewehre, eine bedeutende Artillerie und reichlichen Vorrat an Munition und Nahrungsmitteln. Die von ihnen gelegten Landminen sind den Streitkräften der Union schon sehr unangenehm geworden, und man erzählt, daß in den letzten Monaten in Windhuk Handgranaten in Menge hergestellt worden sind. (?) Mit dem guten Eisenbahnsystem im Innern des Landes, ausgezeichneten Telephon- und Telegraphenanlagen, die über das ganze Gebiet verstreut sind, mit einer Anzahl von Flugzeugen, die sie besitzen, erscheinen die Deutschen als sehr gefährliche Gegner, zumal sie für den Kampf in der Wüste trefflich vorbereitet sind, was sich nicht von allen Truppen Bothas sagen läßt. Wie gut der Nachrichten- und Fernsprekdienst funktioniert, dafür spricht ein kleiner Vorfall. Wenn die Soldaten der Unionarmee Fußball spielen, schick ihnen der drahtlose Telegraphist aus Windhuk sarkastische Bemerkungen, in denen er sich darüber lustig macht, Telephonbrüche, die unterm Sand verbleibt sind, wurden des öfteren entdeckt. Die Deutschen haben sich auch durchaus nicht auf die bloße Verteidigung ihrer Kolonie beschränkt, sondern sie sind zu verschiedenen Malen bereits angriffsweise vorgegangen, in den nordwestlichen Teil der Kapkolonie eingedrungen und mit einer beträchtlichen Truppenmacht dort siegreich gewesen. Selbst wenn Botha mit seinem Heer den Sandgürtel durchquert hat, wird er hier den starken deutschen Verteidigungsstellungen gegenüber einen schweren Stand haben, und so wird dieser afrikanische Sandkrieg „ein langes Geschäft“ sein — und, wie wir im Vertrauen auf unsere Schutztruppe annehmen dürfen, auch ein sehr schlechtes für die Engländer.

Theater.

Volksbühne (am Wilhelmsplatz): Berg Eyvind und sein Weib. Friedrich Kayhler und Helene Fehdmer gaben ihre Kraft ungewöhnlicher Rentierdarstellung auf der Bühne an das isländische Drama, dessen Schauspiel so selbst ammutet und dessen Urheber Johann Sigurjonson uns noch gänzlich fremd geblieben war. Eine neue Welt tut sich hier auf. Island ist es mit seinen heißen Sprudeln, glühenden Schnee- und Gletscherfeldern. Und darin ein Volk: stark und schroff wie die Bergnatur, das Hirn und Herz voll kraftstrotzender Gedanken und glühender Dichterräume. Denn das wollen wir doch gleich feststellen, was uns an diesem Nordlanddrama als das Besondere auffällt: die so ganz unliterarisch aus sich selber hervorquellende Eigenart und Schönheit der isländischen Volkspoesie. Sigurjonson ist ja wohl ein junger Isländer. Mag er noch des vollen Maßzeugs einer auf Lebens- und Kunst-erfahrung beruhenden Bühnentechnik ermangeln; mag seine Sprache noch teilweise Duschsprache sein, seine psychologische Herausarbeitung noch oft auf Stelzen einer etwas großsprechenden Pathetik gehen: — Eigenwerk ist, was er gibt, das fühlen wir, obgleich wir uns an seine Menschen mit ihren Geschicken nur zögernd zu gewöhnen vermögen.

Die Handlung des Schauspiels dreht sich, wie ja schon der Titel erkennen läßt, um „Berg Eyvind und sein Weib“. Unter dem Namen „Kari“ hat er Dienste als Vertwaller bei der jungen reichen Bauernwitwe „Halla“ genommen. Einmal hat er dem Pflarrer, der ihm nicht gleich aus der Not helfen wollte, zwei Schafe für diese Dieberei belam er zehn Jahre Fuchthaus, brach aber aus und hauste, ein Gedächtnis, zwei im Gebirge — bis er hierher kam. Kari und Halla sind zwei schöne und starke Menschen. Was Wunder, daß sie zueinander in Liebe entbrennen. Hallas Schwager, auch ein wohlhabender Bauer, spekuliert insgeheim auf sie und ihren Hof. Kari ist ihm da sehr im Wege. Weil er aber von seinem Vergeben Kunde erhalten hat, so hegt er ihm die Dbrigkeit auf den Nacken. Will Kari nicht ins Gefängnis, so muß er flüchten. Halla jedoch nimmt Schande und Elend auf sich und zieht mit ihm in die Berge. Hier leben sie trotz Not und Einsamkeit glücklich, wenn auch nicht ungehört, Jahre und Jahre. Halla erträgt das furchtbare Los des Gedächtnisses ohne Seufzen und Klagen — bis auch sie sündig wird. Zuerst zwingt sie Hungernot, ihr Kind auszufressen. Dann geht es wieder besser. Ein zweites Kind kommt. Mit uninger Liebe wird es gehegt und gepflegt. Dann aber als der Schwager ihren Schlußplan ausgeführt hat und nun mit Polizeiorganen erscheint, um Berg Eyvind zu fangen, da wirft Halla das Mädchen in den Wasserfall. Die volle Tragik des Daseins legt ein. Die beiden haben nichts mehr zu essen. Und jetzt übermannt sie die Verzweiflung am Leben und an ihrer Liebe. Der Schwager erndigt furchtbar traurig: Halla rennt hinaus in den Schneesturm in ihren Tod. Hier entrannen dem Dichter die Fäden zu einer dramatisch geschürzten Handlung. Zweifellos das Schönste und Urwüchsigste ist die Liebesoffenbarung dieser zwei Menschen inmitten der grandiosen heimatischen Bergnatur.

Bravoboll echt stimmend die landschaftlichen Dekorationen und die isländischen Originaltrachten.

Außer Kayhler und Frau Fehdmer, kraft deren großartigem Spiel das Drama erst volle Bedeutung erlangte, taten Robert Kymann (als Ausführender) und Aurel Kowotny (als vagabundierender Arbeiter) merkwürdig hervor.

Notizen.

Vorträge. Am Dienstag, den 16. März, abends 8 1/2 Uhr, veranstaltet die Stadtgemeinde Neufuß in der Nealschule, Lobdritterstraße 34—41, mit Herrn Dr. V. Bohme einen Lichtbildervortrag über das Thema: „Die geistige und volkswirtschaftliche Entwicklung der Vereinigten Staaten Nordamerikas“. Der Eintritt ist frei. — Im Institut für Meerestunde spricht am Sonnabend, den 20. März, Frau Marie Wöte für über ihre Ergebnisse als Kriegsgefangene Englands auf der Heimreise von Kamerun.

Die deutsche Frau und die Mode. Der Verein für Verbesserung der Frauenkleidung läßt am Donnerstag, den 18. März, abends 8 Uhr, im Künstlerhaufe, Bellevuestr. 3, über dieses Thema einen Vortrag von Frau Maria Sander halten. Anschließend Vorführung von Kleidern.

Beim Einlaufen von Konserden ist darauf zu achten, daß der Rückendeckel eingesenkt erscheint, eine natürliche Folge des luftleer gemachten Raumes. Wölbt er sich dagegen nach außen, so ist das ein Kennzeichen dafür, daß sich Befestigungsgefäße gebildet haben und der Inhalt der Wäsche verdorben ist.

ist. Der Hausarzt meint, sie habe durch ihren fanatischen Gebrauch des Korsetts die Niere losgeschritten und vielleicht auch andere Unterleibsorgane geschädigt. Aus dem Krankenhaus liegt noch keine ganz endgültige Diagnose vor.

Da ich die wunderbare Kunst des Scheiterns nicht gelernt habe, sehe ich die Ereignisse verhältnismäßig mit Ruhe an, zum großen Aerger unserer Freunde, die mich als eine Art Mörder betrachten. Herrgott, als ob das jederzeit das Schlimmste wäre, was man sein könnte. Es ist doch ein größeres Verbrechen, sich selbst zu morden als andere. Und in diesem Punkte hatte ich wohl Grund, mich schuldig zu fühlen.

Du kannst dies doch gewiß als Zugeständnis Dir gegenüber hinnehmen, ohne zu stark zu triumphieren?

Du findest es gewiß erbärmlich, aber ich habe in den letzten Tagen wieder etwas Menschliches in mir erleben gefühlt. Und ich bin bescheiden (oder hilflos) genug, wenn Du lieber willst, die Reste meiner selbst aus der Hand des Zufalls zu empfangen.

Dein Vater.

Die Nachricht von der Krankheit der Mutter berührte Karl für den Augenblick ganz vorübergehend, wie fremdes Leid. Aber sie vermochte seiner frohen Stimmung nicht auf die Dauer Abbruch zu tun.

Sein Wille zum Leben stieg mit jedem Tage, den er mit Else verbrachte; wie ein Geizhals achtete er auf seine Kräfte, indem er früh zu Bett ging und gut ab, — er tat alles, um sich zu kräftigen. Seine Gedanken liefen in die ferne vorausseilen und weitreichende Zukunftspläne entwerfen.

An einem stillen Frostitage Ende Dezember machten er und Else einen Morgenpaziergang ins Land hinein; in der letzten Zeit begleitete sie ihn immer. Wie gewöhnlich sprachen sie von der Zukunft.

„Dann werde ich ein richtiger Riese,“ sagte er hell, „und dann gebe ich Dir ein Kind, ein gesundes, kräftiges Kind.“

Sie preßte seinen Arm und begann zu trällern, ihr junger Körper federte beim Gehen.

„Willst Du's nicht auch am liebsten zum Frühjahr, wenn alles keimt und wiedergeboren wird und ich so stark werde? Es muß doch wunderbar schön sein, zusammen mit der ganzen Natur zu empfangen!“ Er sprach träumerisch.

„Du sollst mich bekommen, wann Du willst,“ erwiderte sie leise.

„Aber ich will stark und unbändig sein wie ein junger

Sonnengott, denn das verdienst Du, gesegnet wie Du bist! Ich will mich über Dich senken wie ein Regen von Feuer, und Du sollst die Erde sein, die schöne fruchtbare Erde.“

„Dann soll es ein Junge sein, Du — einer, der Dir ähnlich werden kann!“ Flammend sah sie ihn an.

„Nein, ein Mädchen, das ebenso gesund und natürlich werden kann wie Du — und so schön. Und sie soll frei aufwachsen — wie Du und Deine Mutter — und eines Tages einen Mann wunderbar glücklich machen.“

„Nein, es soll ein Knabe sein! Denn er soll klug sein wie Du und Deine Augen haben; und er soll sich ausleihen können gegen all das, was verfehrt in der Welt ist. Das können Mädchen nicht, denn uns erscheint alles gut, wenn wir nur selber glücklich sind.“

„Ja, und gerade das soll er lernen, daß unser eigenes kleines Glück wichtiger ist als die großen Forderungen der ganzen Welt. Dem Leben in seiner Gesamtheit ist am besten damit gedient, daß jeder einzelne nur an sich selber denkt. Wie im Walde: jede einzelne Pflanze ist nur mit dem eigenen Wachstum beschäftigt, und doch steht das Ganze im schönen Flor.“

Wenn man einander lieb hat, so denkt man gewiß meistens an den andern. — Ich denke wenigstens nur an Dich,“ sagte sie hastig.

Das ist ungesund, wollte er antworten — schädlich. Und die Worte seines Vaters: „Selbstmord ist ein größeres Verbrechen als Mord!“ kamen ihm als Kernspruch auf die Lippen. Aber dann fiel ihm ein, daß seine eigene Mutter gerade diesen schonungslosen Egoismus an ihm geübt hatte, und alles das, was er insollgedessen gelitten hatte, und er eilte sich, für die Frauen eine Ausnahme festzustellen. Und als er diesen Vorbehalt entdeckte, lachte er.

„Gewiß,“ sagte er warm, „wir wollen auch aneinander denken. Aber nichts ins Blaue hinein, nur an die, die uns am nächsten stehen. Wenn jeder das tun will, so wird trotzdem der ganzen Welt geholfen.“

„Ja, wie nun Mutter zum Beispiel, sie hat ja nur Ungelassenheiten davon, daß wir es gut haben, und trotzdem denkt sie immer an uns. Das ist doch nur Lieb von ihr, nicht?“ Grübelnd leuchteten ihre Augen: „Mutter wird sich so über das Kind freuen, glaube ich; sie möchte die kleinen Kinder am liebsten aufessen. — Du bist doch auch ein wenig unzufrieden damit, daß Deine Mutter krank ist, nicht?“

(Fortf. folgt.)

